

Joachim Kahl

Tragikomische Szenen einer Ehe und eine Menschheitsfabel

Philosophische Deutung des Grimmschen Märchens „Vom Fischer und seiner Frau“

Das Grimmsche Märchen „Vom Fischer und seiner Frau“ ist nicht zart und anrührend, sondern rau und aufwühlend. Es enthält dramatische Szenen einer Ehe voll Komik, voll Tragik, zugleich ist es ein Menschheitsgleichnis, eine Menschheitsfabel.

Was ist es, was uns an dieser Geschichte einer Ehe zwischen Resignation und Größenwahl anspricht? Was ist das Eigentümliche dieses Märchens, das die Brüder Grimm von dem vielseitigen romantischen Maler Philipp Otto Runge aus Pommern erhalten hatten und das sie aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche übertrugen und im Rahmen ihrer Sammlung weltberühmt machten?

Eine kleine sprachliche Einzelheit mag uns schon ein wenig weiterhelfen. Die Brüder Grimm sprechen betulich von einer „kleinen Fischerhütte“, wo im plattdeutschen Urtext drastisch „Pisspott“ gleich Nachttopf steht. Der namenlose Fischer und seine Frau Ilsebill hausen im Elend, und das Märchen erzählt davon, wie sie – für kurze Zeit – aus dem Elend aufsteigen, dann aber unerbittlich dahinein zurückfallen.

Das Märchen gehört zu der Minderheit von Volksmärchen, die kein glückliches Ende nehmen, keinen guten Ausgang finden, keinen versöhnlichen Schluss haben. Gerade die mitleidlose Härte, mit der erzählt wird, wie das Zweigespann in die Katastrophe rast, verleiht dem Märchen Faszination und Lebenskraft.

Vergegenwärtigen wir uns kurz, wie es dazu kam, ja dazu kommen musste: wie ein verheißungsvoller Aufbruch in einem tiefen Absturz endete.

Die Ausgangslage ist eine beengte, trostlose Situation, deren Sinnbild die Elendshütte (niederdeutsch: der Pisspott) ist. Die Fischerleute führen ein ödes, langweiliges, karges Leben ohne Entwicklung. Jahrein, jahraus geht der Mann ans Meer, an die Brandung „und sitzt und sitzt und angelt und angelt“. Diese Eintönigkeit hat ihre Spuren im Charakter der Eheleute hinterlassen und die Entfremdung zwischen ihnen befestigt.

Da geschieht auf einmal, an einem gewöhnlichen Tag, das Ungewöhnliche, das Außeralltägliche, das Märchenhafte: der Fischer angelt einen Butt, der sprechen kann und sich als „verwunschenen Prinzen“ ausgibt. Der Fischer ist so abgestumpft, so fantasielos, dass er nicht erkennt, welche Chance sich ihm hier unverhofft, eröffnet. Seine Frau dagegen erfasst blitzschnell die Gunst der Stunde und drängt ihren Mann, alles „herauszuholen“, was „drin“ ist in der Situation.

Mit diesen alltagssprachlichen Formulierungen möchte ich hinführen zum symbolischen Bedeutungsgehalt des Butts und des Meeres. Sie sind Sinnbilder des Lebens

und seiner unausgeschöpften Möglichkeiten. Wenn wir das nicht erkennen, begreifen wir auch nicht vollständig den Inhalt des Märchens.

Obwohl wir Menschen Landbewohner sind, ist es das Meer, das uns von alters her wesentliche Daseinsmetaphern liefert. Es verbildlicht Weite und Wagnis, Größe und Grenze, Schönheit und Scheitern der menschlichen Existenz. Eben deshalb konnte der Untergang der Titanic zu einem tiefgründigen Mythos des technischen Zeitalters werden.

Aus dem Meer schöpfen die Menschen Nahrung, im Meer können sie jämmerlich ertrinken. Im Meer und seine Tiefen ist viel verborgen. Der Butt, der sich flach am Meeresboden entlang bewegt, ist mit den Elementen eng verbunden. Er ist die ikonische Verdichtung des ambivalenten Potentials, das in uns angelegt, aber unerschlossen, verschüttet, eben „verwunschen“ ist. Er verkörpert verborgene Kräfte in uns.

In diesem Sinne sind der Fischer und seine Frau nicht nur individuelle Figuren mit unverwechselbaren Eigentümlichkeiten, sondern auch Repräsentanten der Menschheit.

Der Fischer übt einen der ältesten Berufe der Menschheit aus. Er geht einer nützlichen, ehrlichen, produktiven Tätigkeit nach, die bereits in der Urgesellschaft den Lebensunterhalt sichern half und auch in Zukunft, solange die Meere Fische enthalten, bestehen wird.

Charakterisieren wir unseren Fischer ein wenig genauer!

Er ist arbeitsam, aber nicht strebsam. Er verfügt über zähe Ausdauer, aber nicht über Widerstandskraft. Er kann nur Ja, aber kaum Nein sagen. Jahrein, jahraus geht er ans Meer und angelt und angelt – ohne einen Impuls zur Veränderung. Vom Leben erwartet er nichts. Selbst ein sprechender Butt reißt ihn nicht aus seinem Alltagstrott, aus seiner Gleichgültigkeit heraus.

Gewiss, er lässt den wundersamen Plattfisch wieder schwimmen und zeigt insofern eine menschliche Regung. Aber als seine Frau ihn fragt, ob er sich denn etwas von dem merkwürdigen Meerestier gewünscht habe, antwortet er begriffsstutzig: „Was soll ich mir denn wünschen?“

Er hat keine Wünsche an das Leben. Er ist wunschlos, ob wunschlos glücklich, muss bezweifelt werden. Er hat sich mit dem jeweils Gegebenen abgefunden. Bereits gegen den ersten Wunsch seiner Frau, den Wunsch nach einem kleinen Haus, erhebt er Einwände. Gegen *alle* Wünsche seiner Frau erhebt er Einwände, erledigt dann aber schließlich doch – murrend und knurrend – das, was sie will. Insofern wird er

mitschuldig an der Katastrophe. In falsch verstandener Liebe lässt er sich von seiner Frau entmündigen und herumkommandieren.

Freilich schwärzt er dann – hinterrücks – bei dem Butt seine Frau an: „Mine fru, de Ilsebill, will nicht so als ik wol will.“,

Er distanziert sich von seiner Frau und ist ihr zugleich willfährig, ja hörig. Jeweils nachträglich stimmt er einem Ereignis zu, vor dem er zuvor gewarnt hatte.

Die Fischersfrau hat sich *nicht* an die Tretmühle des täglichen Einerlei gewöhnen können. Ihr „stinkt“, wie sie sagt, das Leben im Nachttopf. Ihre Unzufriedenheit wird zum anfänglichen emanzipatorischen Impuls. Aus Enge und Elend ihres bisherigen Lebens will sie ausbrechen. Sie hat sich nicht abgefunden, sie will nicht immer eingesperrt sein. Sie versucht, ihre bisherigen Grenzen zu überschreiten.

Intuitiv erfasst sie die Ausnahmesituation und ergreift die Initiative. Sie erwartet noch etwas von ihrem Leben. Soll das alles gewesen sein? Ihr erster Wunsch, aus der feuchten Elendshütte herauszukommen und in ein festes Häuschen umzuziehen, findet unsere Sympathie. Und auch bei den weiteren Schritten ist die sozialkritische Frage berechtigt: Warum soll eine einfach Fischersfrau nicht zu den höchsten Würden und Ämtern der Gesellschaft aufsteigen können? Ihre ungewöhnliche Karriere auf der Stufenleiter der feudalen Ständepyramide sprengt alle patriarchalischen Rollenmuster.

Und doch wächst – nach anfänglicher Sympathie – unser Unbehagen, wie auch mit jedem Gang zum Butt die Wogen des Meeres höher schlagen und die Farben des Wassers schriller blinken. Ilsebills Problem, das ihr Mann spürt, aber nicht verarbeitet, sondern in seiner unentschlossenen Art nur vergrößert, besteht darin: Sie überfordert ihr Leben und sich selbst. Ihre Persönlichkeit wächst mit den höheren Ämtern nicht mit. Es wachsen nur ihre Begehrlichkeiten, nicht ihre Fähigkeiten.

Ihr Aufstieg verdankt sich nicht eigener Tätigkeit, eigener Leistung, sondern entfesselter, zügelloser Begehrlichkeit. Sie selbst tut nichts, um ihre Wünsche zu erfüllen. Merkwürdigerweise geht sie selber nie ans Meer zum Butt. Stets schickt sie ihren Mann vor, der die Beziehung zur Arbeitswelt in ihren realen und magisch-märchenhaften Bezügen herstellt. Insofern bleibt ihr alles äußerlich und aufgesetzt. Sie schlüpft in verschiedene Charaktermasken, denen keine gewandelte und gereifte Persönlichkeit innewohnt. Neureiche Protzigkeit ist ihr Kennzeichen.

Ihr Selbstwertgefühl gründet auf materiellen Besitz und auf gesellschaftliche Würden, die ihr in den Schoß gefallen sind, aber nicht aus eigener tätiger Aneignung der Welt herrühren. Insofern ist ihr Weg nach oben ohne Fundament.

Das Bodenlose ihrer Entwicklung drückt sich auch im zeitlichen Ablauf der Ereignisse aus. War die Existenz in der armseligen Hütte noch von unabsehbarer Dauer, so trat dann eine rasante Beschleunigung ein. Im steinernen Wohnhaus mit Vorplatz und Hühnerhof hält die Frau es immerhin acht bis vierzehn Tage aus. Im Gutsherrenschloss verweilt sie einen Tag und eine Nacht. Den Übergang zu König, Kaiser und Papst vollzieht sie innerhalb weniger Stunden.

Eine solche rauschhafte Steigerung des gesellschaftlichen Status kann sich nur in der Fantasie ereignen – als Ausgeburt unkontrollierten Wunschdenkens. In unserer Geschichte hat der gespenstische Schnelldurchlauf durch die obersten Ränge der Feudalgesellschaft zugleich eine dramaturgische Bedeutung. Schrittweise wird der Ausbruch des Allmachtswahns, des Gotteskomplexes, vorbereitet. Die Besessenheit der Frau, „zu werden wie der liebe Gott“, soll glaubhaft gemacht werden. Die Übernahme des höchsten Kirchenamtes, des römischen Papsttums, ist dafür die letzte Voraussetzung.

Ihre vorherigen Wünsche waren prinzipiell erfüllbar und wurden ja auch von dem Butt erfüllt. Dieser letzte Wunsch – zu werden wie der liebe Gott – ist dagegen prinzipiell unerfüllbar und zeugt von völligem Realitätsverlust.

Ilsebill verkennt, religiös gesprochen, den Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf. Weltlich-philosophisch formuliert: sie verkennt die qualitative Differenz zwischen Teil und Ganzem. Sie ist nur ein Teil (wie jeder Mensch) und möchte doch das Ganze werden. Damit verfehlt sie sich und die Grundordnung der Wirklichkeit insgesamt.

Ihr Wunsch, die Sonne aufgehen zu lassen, drückt – religiös gesprochen – den blasphemischen Wahn aus, wie Gott am ersten Schöpfungstag sagen zu können: es werde Licht. Fiat lux. Philosophisch gesprochen, zeugt ihr Begehren von Verblendung, paradoxerweise hervorgerufen von der Morgenröte ihres letzten Tages als Papst. Sie will in die Grundfesten des kosmischen Gefüges eingreifen und das Sonnensystem mit eigener Hand regulieren. Damit überbietet sie alle früheren Wünsche, die sich nur auf irdische Vorhaben bezogen.

Ihre unerfüllbare Extremforderung führt sie schnurstracks auf den Ausgangspunkt zurück. Sie greift nach dem Absoluten und stürzt auf den untersten Boden des Relativen. Trotz aller Macht und Pracht ist sie immer nur die kleine armselige Fischersfrau aus der stinkenden Hütte geblieben. Ihr ist alles zu Kopf gestiegen, der ein immer fratzenhafteres Aussehen annimmt – trotz aller Kronen. Sie ist vermessen geworden. Sie hat das Maß des Menschlichen verfehlt.

Freilich nicht nur sie, auch ihr Mann verfehlt es. Er *unterschreitet* das Maß des Menschen, sie *überschreitet* es. Er erwartet zu wenig vom Leben, sie erwartet zu viel. Sie

kennt kein „Genug“. Der Mann kennt nur „Genug“, aber kein „Darüberhinaus“. Der Mann kennt nur Grenzen, sie kennt gar keine Grenzen, weder ihre eigenen noch die Grenzen der Menschheit.

In unheilvollem Zusammenspiel schaukelt sich das Ehepaar hoch und höher zu gegensätzlichen Extremen. Beide scheitern am Leben, weil sie nicht Geduld und Ungeduld, Bewahren und Verändern miteinander in Einklang bringen.

Der griechische Philosoph Diogenes in der Tonne mit seiner kynischen Lehre vom einfachen Leben in völliger Bedürfnislosigkeit hätte *keine* Freude an unserem Märchen gehabt. Denn die Botschaft des Märchens lautet nicht: Entsagt allen materiellen Glücksgütern. Die Botschaft des Märchens lautet: Sucht einen Weg ohne falsche Bescheidenheit und ohne Unersättlichkeit! Entwickelt das konkrete Maß, das dem Leben und seinen realen Möglichkeiten gerecht wird.

Hemmungsloses, ungezähmtes Wünschen hat noch nie geholfen. Wünschen braucht Wissen und Weisheit, sonst kann es in den Abgrund führen. Wer den Aufbruch aus dem Elend nicht mit Klugheit und Eigenleistung bewerkstelligt, landet schließlich wieder im Elend. Wer zu viel will, erlangt am Ende gar nichts.

Betrachten wir das Geschlechterverhältnis im Märchen. Günter Grass will in der Darstellung der Ilsebill eine allgemeine Demütigung der Frau finden, wie er in seinem großen Roman „Der Butt“ (1977) ausführt. Ich denke, hier täuscht sich Grass. Beide Titelfiguren sind keine Zierden ihres Geschlechts. In anderen nationalen und regionalen Varianten desselben Stoffs vom sprechenden Butt sind die Geschlechterrollen genau umgedreht verteilt.

Unsere Fassung, überliefert von Philipp Otto Runge und den Brüdern Grimm, kennt keinen Vorrang oder Vorzug des Mannes. Der Fischer ist ein Ritter von der traurigen Gestalt, kein strahlender Held. Statt Ilsebill mannhaft Paroli zu bieten, macht er sich zum Handlanger des Verderbens. Er findet keine Kraft, aus ihrem Bannkreis herauszutreten. Sechsmal lässt er sich von ihr ans Meeresufer schicken. Sechsmal ruft er mit dem Zauberspruch den Butt aus den Tiefen herauf.

Die Frau entwickelt – nach einer emanzipatorischen Initialzündung – eine übersteigerte, geradezu inflationäre Anspruchshaltung und wird dadurch glücksunfähig, genussunfähig.

Kurz: das kinderlose Zweigespann passt in kein überkommnes Rollenmuster.

Mit welchen literarischen Mitteln erzeugt das Märchen seine Spannung und bewahrt sie? Es sind vier Stilmittel, die gekonnt eingesetzt werden, um uns in Atem zu halten. Von der sechsfachen Wiederholung des Ganges zum Meer und der Anru-

fung des Butt haben wir bereits gehört. Neben die Wiederholung treten die Kunstgriffe der Steigerung, der Übertreibung, der Spiegelung.

Es steigern sich die Wünsche der Ilsebill. Sie werden immer maßloser bis hin zur Verblendung. Hand in Hand damit geht eine rasante Beschleunigung des Geschehens. Die Steigerung selbst steigert sich zur grotesken Übertreibung. Denken wir vor allem an die überdimensionierte Höhe der Throne, die die Fischersfrau nacheinander besteigt. Sie verbildlichen ihre Verstiegtheit. Mit ihrem letzten Wunsch, den Thron Gottes zu besteigen, entthront sie sich freilich radikal selber.

Das menschliche Drama findet seine Spiegelung in ausdrucksstarken Vorgängen der Natur. Wie ein Chor im antiken griechischen Theater begleitet und kommentiert vor allem das Meer die menschliche Handlung. Das expressionistisch anmutende Farbspiel des Wassers und die Höhe des Wellenganges sprechen eine deutliche – nonverbale – Sprache, in die Wind, Donner und Erdbeben bekräftigend einfallen.

So werden alle ästhetischen Register gezogen, um die folgende Botschaft mitzuteilen: „Macht es nicht so wie der Fischer und seine Frau Ilsebill!“ Das Märchen ist ein Warnmärchen, das die Geschichte eines doppelten Scheiterns erzählt. Es scheitert eine Ehe an ihrer inneren Entfremdung. Und es scheitert ein Versuch, aus dem sozialen Elend herauszukommen.

Dem anfänglichen emanzipatorischen Impuls der Ilsebill folgt keine praktische Kompetenz, das in den Schoß Gefallene durch eigene Tätigkeit zu bewahren, zu pflegen. Insofern beginnt das Scheitern bereits auf der untersten Stufe des sozialen Aufstiegs. Bereits das bescheidene Steinhaus mit Garten und Haustieren wird von Ilsebill nicht arbeitsam in Stand gehalten. Praktisch und geistig ist sie überfordert.

Beim Versuch einer Gesamtdeutung des Märchens sollten wir uns hüten, ihm etwas abzuverlangen, was es nicht leisten kann. Unser Text ist keine sozialtheoretische Abhandlung, sondern ein Märchen, eine volkstümliche literarische Gattung. Entstanden in der feudalen Agrargesellschaft, kann es die soziale Dynamik unserer Zeit und die heute gegebenen individuellen Aufstiegschancen auch im Ansatz noch nicht kennen. Insofern dürfen wir keine konkrete Antwort auf die Frage erwarten, wie sich Ilsebill hätte klüger verhalten sollen.

Das Märchen sagt nicht: Finde dich mit dem jeweiligen Status quo ab. Sondern es sagt: finde dein persönliches Maß, das Maß deiner individuellen und sozialen Möglichkeiten.

Die Geschichte „Vom Fischer und seiner Frau“ ist ein faszinierendes Meisterwerk der Märchenliteratur. Es behandelt Themen, die nicht veralten, solange Menschen

über ihr Schicksal nachsinnen. Es erzählt von Emanzipation und Regression, von Aufbruch und Selbstzerstörung, von Entfremdung und Maßlosigkeit. Eben deshalb ist es düster und dramatisch, nicht lieblich und traulich. Die Wucht seiner Aussage und die Kraft seiner literarischen Gestaltung prägen sich jedem ein, der den Text einmal gehört oder gelesen hat. Das Märchen entlässt uns ins Leben – mit vielen offenen Fragen, unbefriedigt, aber aufgestachelt zum Nachdenken.